

78° TÖDLCHE BREITE



HANNE H. KVANDAL

EIN SPITZBERGEN-KRIMI

dtv

Hanne H. Kvandal

78°Tödliche Breite

Ein Spitzbergen-Krimi

dtv

*Für Trygve, der noch nie auf Svalbard war,
mich aber mit unglaublich viel spannendem
Material darüber versorgte.*

1

»Bestefar!«

Die helle Kinderstimme drängte sich in Trond Lies Bewusstsein, das sich tief in seinen erschöpften Körper zurückgezogen hatte.

Trond Lie hasste die Arktis. Sie bescherte ihm Schlafprobleme. Er war erst seit drei Wochen hier oben auf 78 Grad nördlicher Breite, 1300 Kilometer südlich des Nordpols, in Longyearbyen auf Spitzbergen, der größten Insel im Archipel des norwegischen Svalbard. Er war mitten im Eismeer, am Ende der Welt. In einem gottverlassenen Nest, umgeben von Menschen, die auch noch stolz auf die Krankheit waren, mit der sie sich hier infiziert hatten und die sie liebevoll kultivierten – den »arktischen Bazillus«, eine Art Beklopptheit, die sie auch das »Svalbard-Virus« nannten. Wer sich damit infiziert hatte, musste entweder immer wieder nach Spitzbergen zurückkehren oder beschloss auf der Stelle, für einen längeren Zeitraum auf 78 Grad zu bleiben.

»Beste?«

Nun ertönte die helle Stimme genau vor seinem Bett und Trond öffnete mühsam die Augen.

Trond hätte sich am liebsten für keines von beidem entschieden und wäre rasch wieder von der Insel verschwunden. Doch es war der Besitzer dieser Stimme,

sein Enkel Bjarne, der nach ihm, dem Großvater, fragte, der ihn hier in Longyearbyen hielt.

Tronds Tochter Ingvild, Bjarnes Mutter, hatte ihm Anfang Dezember eine Mail geschickt, in der sie ihm sehr zurückhaltend, wie es ihre Art war, ihre Nöte schilderte. Mittlerweile jonglierte sie mit drei Jobs gleichzeitig: Sie saß an der Kasse im Supermarkt, jobbte ein paarmal die Woche abends im *Kroa*, einer der zahlreichen Kneipen des feiersüchtigen Örtchens, und alle zwei Wochen übernahm sie die Wochenendschicht in der Taxizentrale, bei der sie auch zwischendurch manchmal für einen erkrankten Fahrer einspringen musste.

Sie habe zwar für den vierjährigen Sohn einen Kindergartenplatz, könne sich aber trotzdem nicht immer gut um ihn kümmern, besonders abends werde es manchmal schwierig. Auch wenn es Nachbarinnen und Bekannte gab, die ihr schon mal halfen, war das sicher keine Dauerlösung und für Bjarne nicht optimal. Ingvild hatte ihn nicht ausdrücklich darum gebeten, aber er hatte ihren Hilferuf herausgelesen.

Seit zwei Monaten war Trond als Kriminalkommissar im Ruhestand. Und seit über einem Jahr war er Witwer. Er vermisste seine Hilde schmerzlich. Schon seit Langem wollte er weg aus Bergen. Denn seine gemütliche Wohnung in Zentrumsnähe hatte sich zum Nebenschauplatz eines Albtraums entwickelt. Sowohl der Besitzer der Wohnung unter ihm als auch der aus der Wohnung über ihm waren kurz nacheinander ausgezogen, um einer unüberschaubaren Schar polternder Rollkoffer-Nomaden,

herangelockt durch fragwürdige Internetportale, buchstäblich das Schlachtfeld zu überlassen.

Zum gleichen Zeitpunkt hatten die Bergenser Behörden beschlossen, das alte Hanseviertel Bryggen und den Fischmarkt täglich Abertausenden von Tagestouristen auszuliefern, die sich aus Kreuzfahrtschiffen über die Stadt ergossen, alles andere hinwegspülten, um am Ende jedes Tages Berge von Plastikmüll und andere Überreste, einer ekligen menschlichen Schneckenspur gleich, zurückzulassen.

Nein, Bergen war tatsächlich zu einem Albtraum geworden, sein Enkelsohn Bjarne erschien Trond dagegen wie ein zart verschwommener, ein versöhnlicher Traum seiner eigenen Kindheit.

Bjarne war das Wertvollste in seinem Leben. Wie sehr hatte er es bedauert, als Ingvild mit dem Baby vor gut drei Jahren nach dem Scheitern ihrer Beziehung mit Bjarnes Vater verkündet hatte, sie gehe nun nach Svalbard, um bei den hohen Löhnen und niedrigen Steuern dort ihr Glück zu versuchen. Die suchten angeblich händeringend nach Personal im Servicebereich. Das sei ihre Chance, schnell an gutes Geld zu kommen, denn Ingvild wusste genau, was sie wollte: eine eigene Werkstatt als Goldschmiedin.

»*Bestefar*, wach auf! Es hat die ganze Nacht geschneit.«

Trond schlug endlich die Augen auf und lächelte seinen Enkel an.

Wie der Knirps wohl während der andauernden Polarnacht Tag und Nacht zu unterscheiden wusste? Trond gelang das ohne die Hilfe einer Uhr bisher leider nicht.

»Du bist ja schon angezogen! Wie spät ist es denn?«

Er griff nach seinem Handy auf dem Nachttisch, denn er wusste, dass ein Blick nach draußen ihm diese Frage nicht beantworten würde.

Es war sechs Uhr morgens und stockdunkel. Genau wie um zehn, um zwölf, um vierzehn, um sechzehn Uhr. Ein eisiges, düsteres Immer, das die Menschen hier oben umfing, um sie fertigzumachen und sie in den Irrsinn zu schicken.

Trond Lie war mit zwei Koffern kurz vor Weihnachten in der sogenannten Kernpolarnacht auf der Insel gelandet. Das bedeutete schwärzestes Dunkel rund um die Uhr. Vierundzwanzig Stunden, fast vier Monate lang.

»Ziehst du dich auch an? Dann gehen wir zusammen raus in den frischen Schnee, *Beste!* Das macht Spaß!«

Seufzend und mit etwas steifen Knochen stand Trond auf. Es wäre unsinnig gewesen, dem Kind zu sagen, man solle noch etwas warten mit dem Rausgehen, es sei ja noch dunkel. Dann würde Bjarne nur verwundert gucken und damit Recht haben.

Zehn Minuten später öffnete Trond leise die Haustür und spähte zu beiden Seiten auf die schmale, leicht ansteigende Straße des Stadtteils Haugen.

Es handelte sich um eine gute Handvoll bunt angemalter Häuser, die wie kleine Kästen wirkten, was sie im Grunde auch waren – Containerbauten. Longyearbyen war eine Art farbenfrohe Schuhkartonsiedlung. Das hatte er auf einem Foto erkennen können. Sehen konnte man es in der Dunkelheit ja nicht.

Bjarne sauste an ihm vorbei ins Freie und rannte los. Trond Lie stolperte hinter seinem Enkel her und suchte mit

dem mageren Strahl seiner Taschenlampe nach dem Jungen.

Der war doch eben die Straße hinuntergelaufen? Oder etwa nach oben?

Da merkte Trond, dass er tatsächlich im Dunkeln stand. Seine Brillengläser waren obendrein beschlagen und raubten ihm das Wenige an Ausblick, das ihm hier überhaupt vergönnt war.

Außerdem hätte er bei minus zwanzig Grad natürlich sein Gesicht schützen müssen. Bjarne hatte sich seine dünne baumwollene Gesichtsmaske übergestreift, die nur Augen, Mund und Nase freiließ. Er dagegen hatte seinen dicken Schal so drapiert, dass er sein halbes Gesicht bedeckte. Innerhalb von ein paar Sekunden dampfte er so, dass die Gläser und damit auch er vollkommen erblindeten.

Nachdem er mit den dicken Handschuhen umständlich die Brille abgenommen hatte, um sie – ja, womit denn, bitte? – blank zu wischen, erlebte er die zweite Überraschung an diesem hellichten schwarzen Morgen: Der feine Beschlag hatte sich bereits in festen Reif verwandelt und ließ sich nicht so leicht wegkratzen. Trond schluckte und hasste die Arktis wieder einmal aus vollem Herzen, mehr als je zuvor.

Die App auf Ingvilds Nachttisch fiepte dreimal hintereinander. Beim dritten Mal tastete sie im Halbschlaf nach ihrem Handy und klickte sie an. Die Botschaft erschien in großen Lettern mit einem roten Rand auf dem Display.

»Oh nein, nicht schon wieder«, murmelte sie, richtete sich aber sofort auf.

Ingvild war todmüde und fühlte sich wie gerädert. Erst vor knapp vier Stunden war sie aus der Kneipe gekommen, wo sie am Abend bedient hatte. Für diesen Vormittag hatte sie kurzfristig die Schicht an der Supermarktkasse von der kranken Kollegin übernommen, und Anders, der Chef des *Kroa*, war so nett gewesen, sie schon gegen zwei Uhr morgens in den Feierabend zu schicken, da nicht mehr viel los gewesen war.

Er selbst hatte mit den drei Gestalten an der Theke ausgeharrt, die erfahrungsgemäß erst zwischen vier und fünf nach Hause fanden. Es waren Stammkunden, drei Mechatroniker, die zwei Kilometer ins Tal hinein in Nybyen in einem der zahlreichen Wohncontainer für Zeitarbeiter wohnten. Ein Schwede, ein Isländer und ein Norweger. Ein skandinavisches Kleeblatt, schweigsam und im Suff vereint, verlässlich in der Ausübung ihres Lasters.

Ingvild musste unbedingt ihrem Vater Bescheid sagen. Der hatte als Neuankömmling ja keinen Schimmer und die App natürlich noch nicht auf dem Handy. Nur für alle Fälle.

Papa und Bjarne würden sicher noch in ihren warmen Betten liegen. Ingvild gähnte und ging auf die Toilette. Als sie sich die Hände wusch und ihr erschöpftes Gesicht im Spiegel sah, fiel ihr ein, dass der Supermarkt jetzt ja höchstwahrscheinlich geschlossen bleiben würde, bis alles vorbei war.

Der Gedanke schob ihr ein Lächeln ins Gesicht.

Sie ging zur Tür, die wie üblich nicht verschlossen war. Niemand auf Svalbard sperrte seine Haustür ab, außer

wenn ein Kreuzfahrtschiff vor Anker lag. Genau wie alle auch immer die Schuhe auszogen und sie in der Nähe der Tür deponierten. Das war in ganz Norwegen üblich. Aber auf Spitzbergen setzte man noch einen drauf, indem man das auch im Museum, in der Stadtbücherei, in der Universität und in den Restaurants praktizierte. Überall standen Schuhe in Reih und Glied direkt neben der Tür und warteten auf ihren nächsten Einsatz. Ingvild hatte es einmal gezählt: Sie zog sich im Schnitt fünfundzwanzig Mal am Tag die Stiefel an und aus.

Als sie an die Haustür trat, sah sie es sofort. Die schweren Schneeschuhe ihres Vaters waren verschwunden. Und auch die Moonboots ihres Sohnes.

Ingvild merkte, wie ein Schwindel sie ergriff, und sie fasste an die Garderobe, um sich festzuhalten.

»Bjarne! Papa!«

Sie stürzte ins Kinderzimmer, als sie es auch schon hörte. Der Helikopter war aufgestiegen und schwebte mit ohrenbetäubendem Lärm ganz niedrig über der Siedlung. Sein Suchscheinwerfer verwandelte einen Ausschnitt der Polarnacht vorübergehend in ein grelles Lichtfeld.

Ingvild trat ans Fenster. Frischer, pulvriger Schnee stob auseinander und ließ silbrig weißen Staub in der schwarzen Luft tanzen.

Sie spürte, wie Übelkeit sie überschwemmte, der Drang, jetzt sofort loszulaufen und draußen nach Bjarne und ihrem Vater zu suchen, war fast unbezwingbar.

Aber sie wusste auch, dass das unter allen Umständen verboten war. Niemand durfte, wenn der Alarm ausgelöst worden war, mehr nach draußen.

Sie suchte hastig nach ihrem Handy und wählte die Notrufnummer.

»Mein kleiner Sohn und mein Vater sind draußen. Wo wurde der Eisbär gesichtet?«, schrie sie ins Telefon.

Eine ruhige Stimme antwortete ihr. Es war knapp fünfhundert Meter von ihrer Wohnung entfernt. Kurz hinter dem *Kroa*, von dem sie vor ein paar Stunden aufgebrochen war, Richtung Nybyen. Vor knapp zwei Minuten hatte man der Polizei die letzte Sichtung des Eisbären durchgegeben. Er habe sich an den Mülltonnen der beiden Hotels am Rande des Örtchens zu schaffen gemacht.

Mülltonnen wurden hier wegen der Eisbären besonders gesichert, um den Tieren keinen Anreiz zu bieten. Aber der Geruch, den ihre feinen Nasen auch über große Entfernungen wahrnehmen konnten, lockte sie trotzdem an.

Ingvild spähte verzweifelt durch das Wohnzimmerfenster in die Finsternis. Sie merkte nicht, dass sie weinte.

Wo um Gottes willen waren die beiden? Und warum waren sie überhaupt, statt zu schlafen, um sechs Uhr morgens draußen in der eisigen Dunkelheit? Jeder hier wusste, dass man sich hüten sollte, besonders während der gespenstischen Polarnacht, in den Morgenstunden unbewaffnet durch die verlassen Straßen des kleinen Ortes zu streifen. Selbst ihr kleiner Sohn wusste das. Das war ihm und seinen Freunden in der Kita vom ersten Tag an gepredigt worden.

In den Stunden nach Mitternacht fuhren nur noch vereinzelt Taxen herum, die fröhliche Zecher in den verschiedensten Stadien der Auflösung vor Kneipen und

Bars auflasen, um sie sicher vor ihren Häusern oder in den Hotels abzuladen.

Oleg! Er musste mit dem Taxi unterwegs sein!

Ingvild griff zu ihrem Handy und tippte seine Nummer. Doch er meldete sich nicht und sie landete stattdessen in der Zentrale.

Die junge Frau schilderte der Kollegin knapp, was passiert war, und fragte nach ihrem Freund Oleg. Der fuhr doch heute Nacht, oder?

Das bestätigte die Dänin mit der leicht lispelnden Aussprache, er sei vor etwa einer Viertelstunde mit dem Kleeblatt aus dem *Kroa* nach Nybyen aufgebrochen. Seitdem habe sie nichts mehr von ihm gehört.

Stattdessen hörten nun beide im Hintergrund die Rotoren des Helikopters. Dieses Geräusch war für Ingvild immer mit Unheil verbunden.

Das Kleeblatt war erst vor Kurzem aufgebrochen? Die skandinavische Suff-Truppe hielt es selten so lange aus, fuhr es ihr durch den Kopf.

»Kannst du ihn nicht noch einmal anpiepen?«, fragte sie die Kollegin. »Ich kann doch nicht raus und sie suchen, aber er sitzt im Wagen und kann es!«

Die Frau in der Taxi-Zentrale versprach es sofort und klang nun auch aufgeregt.

Zwei Minuten später rief Oleg Kalinin auf ihrem Handy zurück und versicherte ihr, dass er sich sofort nach Bjarne und Ingvilds Vater auf die Suche machen werde. Er habe das Kleeblatt noch nach Hause gefahren, und kurz vor ihrem Container hätten sie den aufsteigenden Helikopter wahrgenommen. Da war die Warnung vor dem Eisbären

schon in fetten Buchstaben auf dem Display seines Navis erschienen.

Der Schwede hatte ungläubig gelacht und den Kopf geschüttelt. Das sei nun schon der dritte Bär seit dem Anbruch der Polarnacht in diesem Winter. Oder war es immer der gleiche? Wo die wohl alle herkämen und vor allem, was die hier im Städtchen wollten?

Freibier, hatte der Isländer vorgeschlagen und sich auf die Schenkel geklopft. Der Norweger hatte geschnarcht. Aber der Eisbär habe immer Recht, hatte der Isländer mit hoherhobenem Zeigefinger gelallt. Das sollte man nie vergessen. Damit wollte er die Autotür öffnen, doch Oleg hielt ihn davon ab, noch bevor der Isländer nach draußen kippte.

»Bleibt hier drinnen!«, herrschte er sie an. Sie gehorchten, ohne zu mucksen.

Dann angelte Oleg die große Profi-Taschenlampe aus seiner Seitentür, knipste sie an und suchte mit dem extrem hellen Strahl die kurze Strecke zwischen seinem Taxi und dem Wellblechcontainer der Zeitarbeiter ab.

Zögernd tastete sich der Lichtstrahl vom frisch verschneiten Boden über die Eisentreppen nach oben zur Eingangstür. Dann streifte er die grellorange Wand, fiel seitlich herunter und inspizierte die Stelle, wo die Mülleimer standen und drei Schneemobile geparkt waren.

Der Schwede lachte wieder.

»Machst du gut, Genosse. Das hast du bestimmt bei euch im Krieg gelernt. Für welche Seite hast du gekämpft?«

Er bekam den Satz nur noch nuschelnd heraus.

Oleg überprüfte weiter die Umgebung, ohne auf die Frage einzugehen.

Er hatte zu Beginn des Krieges auf der Seite der russischen Rebellen im Dombas gekämpft. Das hatte man von ihm, dem russischstämmigen Ukrainer, so erwartet. Er dagegen wollte sich lieber heraushalten. Er wollte nicht kämpfen. Für keine Seite.

Bis man ihn schließlich dazu gezwungen hatte. Das war, nachdem man das Haus neben seinem Elternhaus beschossen hatte. Nachdem man ihre ukrainischen Nachbarn kaltblütig ermordet hatte.

Oleg wollte seiner Mutter und seiner Schwester helfen, aus dem Kriegsgebiet herauszukommen, und als ihm das ohne große Probleme gelang, flüchtete er gleich mit ihnen. Nachdem er die beiden Frauen bei Verwandten in Odessa in Sicherheit wusste, machte er sich auf den Weg nach Svalbard. Seit Oleg als Zwölfjähriger Bücher verschlungen hatte, die in der sibirischen Arktis spielten, hatte er ein Interesse an allem, was damit zusammenhing. So war Oleg Kalinin schließlich auf einen äußerst kuriosen politischen Vertrag gestoßen, den Svalbardvertrag von 1920. Darin war das Recht verankert, dass Einwohner der unterzeichnenden 46 Staaten sich jederzeit ohne Visum und besondere Genehmigung in Svalbard niederlassen, dort arbeiten und sogar einem Gewerbe nachgehen durften. Oleg ahnte, dass dieses großzügige Versprechen der Grubenstadt Longyearbyen, die damals außer der Knochenarbeit in einer ihrer Minen keine Anstellung bieten konnte, im Grunde wenig verlockend war. Ganz zu schweigen davon, dass man kaum dorthin gelangen konnte.

Reiseverbindungen, die nicht an die Grubenarbeit gebunden waren, existierten in den Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts nicht. Und über die Hälfte des Jahres verhinderte das Eis jeglichen Kontakt zur Außenwelt.

Genau einhundert Jahre später war die Situation eine völlig andere. Nun war der Vertrag zu einer potenziellen Goldgrube geworden.

Oleg hatte keinen Eisbär in der Nähe gesichtet und erlaubte seinen Kunden, aus dem Taxi auszusteigen. Die zwei nahmen den schnarchenden Norweger zwischen sich und mit einer Kombination aus Krabbeln, Klettern und Hangeln machten sie sich auf den Weg nach oben.

Oleg nahm sein großkalibriges Gewehr aus dem Kofferraum und sicherte den schwankenden Aufstieg der Besoffenen von unten. Wer das Zweitausend-Seelen-Dörfchen Longyearbyen verlassen wollte, war gesetzlich dazu verpflichtet, ein solches Gewehr mit sich zu führen und es im Notfall auch bedienen zu können.

Hier, auf Spitzbergen, gab es keine spontanen unbewaffneten Streifzüge in die weiße Umgebung, keine blauäugigen Schneewanderungen oder lustigen Schlittenfahrten.

Hier gab es den Eisbären. Das größte Landraubtier der Erde.

Er war immer da.

Er war bei allen im Kopf, scharrte an einer verängstigten Kammer des Herzens und bremste hastige Beine, die im Ernstfall auch nichts mehr nützen würden.

Er war hier.

2

»Und es sind wirklich keine Suppenhühner mitgekommen?«

Siri Hummel war gerade dabei, die gestrige Lieferung für die Küche anhand einer Liste zu überprüfen.

Um diese Jahreszeit landeten jeden Mittag kurz hintereinander zwei Flüge vom Festland, einer aus Tromsø und einer aus Oslo, was geradezu abenteuerlich wirkte in der in Flutlicht getauchten Düsterei des kleinen Flughafens Svalbard. Es war der nördlichste Flughafen der Welt mit regelmäßigem Linienverkehr.

Die Flugzeuge kippten ihre tägliche Fracht aus: aufgeregte Outdoor-Abenteurer mit Reiserücktrittsversicherung, gelangweilte Touristen, die schon alles gesehen hatten und nur Spitzbergen noch abhaken mussten, vor Kälte bibbernde, skeptisch blickende Verwaltungsbeamte vom Festland, Nahrungsmittel für die 2300 Menschen, die hier lebten, von der Milch bis zum schwarzen Trüffel im Glas, ungewollte Rechnungen, Online-Bestellungen in sperrigen Kartons, Hunde und Katzen, die man fürs Gassigehen am Nordpol nicht trainiert hatte, und manchmal auch Fracht, die lieber verborgen geblieben wäre, aber meist von den unlängst angeschafften Drogenspürhunden erschnüffelt wurde.

Eine gute halbe Stunde später verschwanden die Flieger wieder, irgendwie erleichtert, gen Süden.

Das war für acht Monate im Jahr die einzige Verbindung Spitzbergens mit der eigentlichen Welt.

Manchmal versagte diese Verbindung auch ein paar Tage lang wegen Unbilden des Wetters. Dann nörgelten manche Bewohner des Polardorfs, fanden sich ungerecht behandelt, wurden aber in der Warteschlange auf dem kleinen Postamt von einigen der wenigen über Siebzigjährigen auf der Insel zurechtgewiesen: Vor 1975, als man den winzigen *Lufthavn* mit der verschneiten Landebahn eröffnete, sei das Leben und die Versorgungslage wirklich hart gewesen. Sie sollten sich nicht so anstellen, nur weil es ein paar Tage lang kein frisches Brot gab.

Filipino Pat, ursprünglich aus Graz, der Küchenchef in *Siris Gruben-Herberge*, sah kurz zu Siri hinüber und erwiderte gelassen: »Es sei denn, die Hühner sind hinterhergeflogen.«

»Hm.« Siri klang nicht begeistert. Sie überlegte. »Und was machen wir jetzt? Wir hatten für heute einen Thai-Abend angekündigt.«

Pat drehte sich zu ihr um und grinste breit. »Dann improvisieren wir eben und taufen ihn in Nordpol-Abend um. Das geht immer.«

Siri schüttelte ihr langes, steingraues Haar.

Sie hatte ihre *Gruben-Herberge* am Rand von Longyearbyen vor zwölf Jahren eröffnet. Damals war es eine verlassene, heruntergekommene Bergarbeiterunterkunft mit zwanzig Betten gewesen, die man preiswert mieten konnte. Um daraus jedoch eine

komfortable Pension zu machen, wie sie es heute war, mit einem gemütlichen und beliebten Restaurant und einer Bar in einem Wintergarten, musste man nicht nur eine gute Portion Kronen besitzen, sondern Visionen, gepaart mit einem eisernen Willen.

Letzteres besaß Siri Hummel, der manche nachsagten, sie ähnele der amerikanischen Rocksängerin Pattie Smith und würde ihr Haar deshalb absichtlich wie diese tragen.

Manche der Einwohner von Longyearbyen fanden Siri exzentrisch und blieben deshalb auf Abstand. Sie war damals vom Festland, eineinhalb Flugstunden entfernt, mit ihrem zweijährigen Sohn Sverre herübergekommen, frisch geschieden und mit einem Haufen Schulden. So wurde jedenfalls gemunkelt.

»Warum gerade Nordpol-Abend?«

Siri runzelte die Stirn und Pat platzte lachend heraus.

»Weil wir noch Ringelrobbe im Gefrierschrank haben. Hat Frida geschossen und uns geschenkt, hast du das vergessen? Daraus mach ich ein herrliches Robbenragout à la Svalbard. Davor eine klare Fischsuppe mit arktischer Forelle – fertig!«

Pat strahlte und klatschte unternehmungslustig in die Hände.

Die Niederländerin Frida van Namen war meist mit ihren Huskys unterwegs. Sie führte Touristen, aber auch Forschergruppen durch die arktische Wildnis und war, wie Siri immer wieder anerkennend feststellte, eine hervorragende Schützin.

Die beiden Frauen hatten sich gleich nach Fridas Ankunft vor knapp vier Jahren auf Spitzbergen

angefreundet. Obwohl Frida nur halb so alt war wie Siri, hatten sie schnell viele Gemeinsamkeiten festgestellt. Sie waren im Grunde Einzelgängerinnen, hatten jedoch eine Tätigkeit gewählt, die sie häufig mit anderen Menschen in Kontakt brachte.

Außerdem hatte Frida ihre Hunde und Siri ihre beiden Kinder. Siris Sohn Sverre hatte mit neun Jahren noch eine Schwester bekommen, Camilla, deren Vater Siri zur Enttäuschung mancher Einwohner von Longyearbyen bis heute nicht preisgegeben hatte. Doch die Pensionswirtin musste auf Svalbard schwanger geworden sein, anders war der Zeitpunkt von Camillas Geburt nicht zu erklären.

Frida hatte fast ein Jahr lang in Siris Herberge gewohnt, zu den Sonderkonditionen, die Siri Langzeitgästen gewährte. Die Wohnsituation auf Spitzbergen war noch nie gut gewesen und hatte sich in den letzten Jahren extrem zugespitzt. Viele der Unterkünfte waren wie früher zu Grubenzeiten an den Job gebunden, wie die für die Gastwissenschaftler der Universität, und die wenigen Wohnungen, die es auf dem freien Markt gab, waren nahezu unerschwinglich.

Frida hatte nach langem Suchen eine winzige unmöblierte Zweizimmerwohnung für viele Kronen gefunden. Möbel zu beschaffen, mochte in Maastricht, wo sie ursprünglich herkam, kein Problem sein, doch auf Spitzbergen war es ein schwieriges Unterfangen, teuer, umständlich und nervenaufreibend.

»Siri, kommst du mal rüber an die Rezeption? Da will dich jemand sprechen.«

Siri steckte ihr Handy zurück, zog die Schlappen aus, die hier jedem zur Verfügung standen, und zwängte sich vor dem Ausgang in ihre Stiefel. Sie zog die Daunenjacke über und huschte durch die Dunkelheit und Kälte ins Nachbargebäude.

Jacke, Mütze und Stiefel aus, Schlappen an.

Ihre Rezeptionistin Georgina aus Glasgow zeigte stumm mit dem Daumen in Richtung Aufenthaltsraum. Vor dem prasselnden Kaminfeuer saß ein Mann mittleren Alters mit verschränkten Armen, den Siri schon einmal irgendwo gesehen hatte. Er stand auf, als er sie sah, und lächelte etwas unbeholfen.

»Mein Name ist Pearse Mackenzie. Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Siri. Es freut mich, Sie endlich kennenzulernen.«

Er sprach ein melodisches Englisch, das eindeutig nach amerikanischer Westküste klang.

Mackenzie streckte ihr die Hand hin. Sie war warm und trocken. Ein bisschen wie dünnes Papier, das leicht reißen konnte. Sie setzten sich.

»Was kann ich für Sie tun?«

Siri griff sich kurz in die Haare. Woher kannte sie diesen Mann? Es fiel ihr nicht ein.

»Nun, es geht um einen Ihrer Gäste. Urs Pflügi.«

Er sprach den Nachnamen ganz anders aus, als sie es erwartet hätte. Siri dachte einen Moment nach.

»Oh, Sie meinen den Eisbären aus der Schweiz?«

Mackenzie schaute etwas verwirrt.

»Den Eisbären?«

Siri lachte.

»Ja, so hat er sich vorgestellt, als er hier ankam. Er heiße Urs, was Br bedeutet, und da er nun fast am Nordpol sei, mache ihn das automatisch zum Eisbären. Und so nennen wir ihn jetzt auch. Er mag das.«

Siri lachte wieder. Sie fand den Schweizer, der vor knapp vier Monaten hier angekommen war, sympathisch. Er war Geologe, spezialisiert auf arktische Geologie. Sie hatten ein paarmal spätabends an der Bar zusammengesessen und bis in die Morgenstunden hinein gequatscht. Das letzte Mal, das war erst vorgestern gewesen, war er ziemlich betrunken gewesen, was sie erraschte, weil er im Gegensatz zu den anderen Forschern, die hier auftauchten, so gut wie nie Alkohol trank.

»Er arbeitet an einem Forschungsprojekt an der Universität, erzählte er mir. Und jetzt weiß ich auch, wer Sie sind! Sie müssen sein Chef sein.«

Siri beugte sich vor und schaute dem Besucher direkt in die Augen.

»Genau. Ich bin der Leiter des Projekts. Aber wir arbeiten gleichberechtigt.«

Der Wissenschaftler wich ihrem Blick aus, lächelte und drehte sich halb zur Seite. Siri bemerkte erst jetzt seinen langen, geflochtenen Zopf.

»Ich möchte Urs gern sprechen.«

Die Wirtin hob erstaunt die Augenbrauen.

»Wie, Sie möchten ihn sprechen? Er ist doch bei Ihnen! Da können Sie ihn doch jederzeit sprechen.«

Der andere zuckte nun leicht zusammen.

»Aber ...« Er brach ab.

»Was?«

»Er war seit vorgestern nicht mehr bei der Arbeit. Wir haben versucht ihn auf dem Handy zu erreichen, aber er geht nicht ran. Und da dachten wir, er muss krank geworden sein, und deshalb bin ich jetzt hier, um ihn zu besuchen und nachzuschauen, wie es ihm geht und ob er etwas braucht.«

Mackenzie mit seinem dunklen Haar und den hellen Augen, die eine keltische Herkunft verrieten, wirkte etwas ratlos.

Siri stand auf. »Moment, ich hole die Kollegin, die hat den Überblick.«

Kurz darauf kehrte sie mit Georgina zurück. Die musterte Pearse Mackenzie skeptisch. Siri stellte die beiden einander vor.

»Wann hast du den Eisbären das letzte Mal gesehen, Georgina?«

»Vorgestern, das weiß ich genau. Es war der Tag, an dem wir wieder mal den Eisbären hierhatten. Ich meine, den richtigen. Als wir am Morgen nicht rausdurften, bis er sediert war und sie endlich den Mann mit dem Kind gefunden hatten. Zum Glück wohlbehalten. Das war knapp gewesen. An dem Tag wollte er gleich nach dem Frühstück weg. Zur Arbeit, dachte ich, und ich hab es ihm ausgedeutet, weil es ja verboten war. Bis man den Eisbären hatte. Ich meine, den richtigen«, fügte sie hinzu.

Der Amerikaner schaute Georgina zweifelnd an.

»Ja, und dann?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Er ging auf sein Zimmer. Zumindest dachte ich das.«

Siri war dabei, ihre Geduld zu verlieren.

»Und seither hat ihn niemand mehr gesehen? Das war doch schon vorgestern!«

»Nö. Ich nicht«, erwiderte Georgina.

Siri und Mackenzie wechselten Blicke.

»Ich werde mich erkundigen. Pearse Mackenzie war Ihr Name, oder?«

Er nickte. »Ja, Pearse wie der irische Freiheitskämpfer. Meine Eltern waren so drauf. Könnte ich vielleicht mal sein Zimmer sehen?«

Siri musterte ihn nüchtern, aber freundlich. »Nein. Das geht leider nicht. Warten Sie hier.«

Eine Nachfrage bei dem thailändischen Zimmerjungen ergab, dass der das Zimmer vorgestern gegen elf Uhr morgens leer vorgefunden hatte. Er habe das Bett gemacht und das Zimmer wie jeden Tag gesäubert, es sei gestern jedoch unberührt gewesen.

Warum er das nicht gemeldet habe, fragte der Geologe ungeduldig.

Georgina verzog den Mund und lachte dann laut.

»Hören Sie, der Eisbär ist ein erwachsener Mann, der braucht sich nicht bei uns abzumelden. Der kann woanders geschlafen haben, da gibt es 'ne Menge Möglichkeiten. Man geht in 'nen Pub und schläft dann woanders. In Longyearbyen ist Dauerparty angesagt. Es gibt zwar keine Diskos, aber dafür Unmengen von spontanen Partys. Habe ich Recht?«

Damit verschwand die Schottin wieder in ihrem Rezeptionskämmerchen.

Mackenzie runzelte die Stirn. Er zog sich seinen dicken Mantel an und die Pudelmütze über den Kopf, sodass der Zopf hervorlugte. Dann ging er auf Socken zu seinen Schuhen. Siri folgte ihm.

»Mr Mackenzie ...«

Er drehte sich um zu ihr. »Pearse, bitte.«

»Okay, Pearse. Haben Sie denn einen Grund dafür, sich Gedanken zu machen, wenn ein ausgewachsener Schweizer mal für einen oder zwei Tage nicht bei der Arbeit auftaucht? Er könnte doch wirklich vorübergehend, wie Georgina meint, auf die Dame oder den Herrn seines Herzens hier am Nordpol gestoßen sein. Alles schon da gewesen.«

Siri lächelte ihn an. Ihre hellen Augen blitzten.

Mackenzie schüttelte bedächtig den Kopf. »Könnte sein, glaube ich aber nicht. Urs war nicht nur glücklich verheiratet, sondern auch sehr gewissenhaft, und er war an etwas Wichtigem dran. Das hätte er nie verschoben oder liegen lassen. Unser ganzes Team hängt da mit drin.«

Er zog den Reißverschluss an seinem zweiten Stiefel hoch und schaute Siri ernst in die Augen.

»Nein, das hätte Urs nie getan.«

3

Frida keuchte und krallte sich an den Griffen des Schlittens fest. Hier musste selbst sie gut aufpassen. Jetzt kam gleich eine ziemlich steile Abfahrt, die ihren Huskys immer besonders viel Spaß machte. Sie musste sie vorher abbremsen, damit sie nicht strauchelten und sich nicht verletzten.

»*Easy!*«

Das war der Musher-Schrei für »Langsam!«.

Fridas fünf sibirische Huskys stürzten sich den Abhang hinunter, allen voran Tika, die Leithündin, die beste Steuerhündin, die sie je hatte. Es war ein sensibles Tier, das immer den Überblick behielt und seine Führungsrolle selten demonstrieren musste. Nur bei der Einweisung junger, übermütiger Rüden, die an das Gespann gewöhnt werden mussten, stellte sie manchmal klar, wer hier der Boss war. Kein Zugtier wagte es, ihr zu widersprechen.

Tikas Augen brachten auch in der Schwärze der Polarnacht eine extrem gute Leistung und Frida hatte sich oft gefragt, woher dieses Tier die Sicherheit nahm, beispielsweise Hindernisse rechtzeitig zu erkennen, um ihnen dann auszuweichen und den Schlitten mit ihr und dem Hundeteam nicht zu gefährden – manchmal auch mit zahlenden Gästen. Tika konnte selbst Gletscherspalten in der Finsternis wittern.

Frida schnalzte, griff reflexartig nach ihrem Gewehr, das sie sich umgehängt hatte, und raste mit den Hunden hinab durch die Dunkelheit. Sie musste die Standleine straff halten, damit sich die Tiere sicher fühlten.

Frida van Namen hatte an diesem Vormittag spontan einen Kurierauftrag angenommen. Im Winter war immer ein wenig Flaute im Geschäft. Die Tiere brauchten Bewegung und die sechzig Kilometer nach Svea Nord kamen ihr da gerade recht. Sie befanden sich nach einer kurzen Pause und einer kleinen Stärkung auf dem Grubengelände nun schon wieder auf dem Rückweg.

Bei Langstrecken schafften sie über zwanzig Kilometer in der Stunde.

Es war zwei Uhr nachmittags und die Finsternis kam Frida fast so dicht wie Steinkohle vor. Sie mochte den pechscharzen Hochwinter in der Arktis. Es war ihre Lieblingsjahreszeit. Ab minus zwanzig Grad lief Frida zur Höchstform auf. Sie vermutete, dass sie trotz ihrer flachsblonden Haare Inuit-Gene in sich trug.

Die Svea Grube war die letzte Mine auf Spitzbergen gewesen, in der unter der Regie von Norwegen noch Kohle abgebaut worden war. Es handelte sich hierbei um Steinkohle von ganz besonders hoher Qualität. Aber vor Kurzem hatte man die Grube plötzlich geschlossen und den Abbau eingestellt. Warum, wusste niemand – vermutlich war die Grube zu teuer geworden.

Mitte Dezember hatte Frida noch eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern nach Lunckefjell in den neuen Abschnitt der Grube gebracht. Da war oben schon alles geschlossen.

Was die wohl dort noch wollten?

Die Gruppe hatte in Svea übernachtet und war dann mit dem Heli zurückgefliegen. Das waren verrückte Vögel gewesen, erinnerte sie sich. Aber wer hier arbeitete, musste wahrscheinlich irgendwo ein Rad ab haben. Wenn man sich auf arktische Geologie spezialisierte, bedeutete das, dass man sein Leben lang im ewigen Eis buddeln musste.

Frida hatte mit ihrer Polarmacke ja selbst ein dickes Rad ab und war sich dessen bewusst.

»*Haw!*«

Das Gespann schlug den Weg nach links ein.

Plötzlich bellte Tika, die Leithündin. Frida schaute nach hinten, konnte aber nichts erkennen. Wollte die Hündin sie auf einen Eisbären aufmerksam machen? Die Musherin spitzte die Ohren. Zu sehen war nichts, und der Scheinwerfer am Schlitten fing nichts Ungewöhnliches ein, genauso wenig wie ihre Stirnlampe.

Der Schlitten glitt fast lautlos durch den Schnee und die Hunde rannten mit wunderbar ineinandergreifenden Bewegungen, die einer ausgefeilten Choreografie zu folgen schienen.

»*Easy!*«

Frida vergewisserte sich ihrer Waffe und tastete dann nach der Taschenlampe in ihrer rechten Jackentasche. Sie zog sie mit ihren dicken Handschuhen heraus.

»*Go!*«

Das Gespann wurde unruhig, und zwei der *team dogs*, die hinter Tika in der Mitte liefen, tänzelten leicht und wirkten unkonzentriert.

Die staatliche Grubengesellschaft *Store Norske*, die nach den Schweden fast von Anfang an die Gruben auf Spitzbergen betrieb, hatte hier immer noch, auch nach hundert Jahren, das Sagen. Sie allein bestimmte, ob auf Svalbard Kohle abgebaut wurde. Die *Store Norske* gehörte dem norwegischen Staat, das wusste Frida natürlich.

Warum hatte man ausgerechnet sie gerufen? Die Musherin dachte an den braunen, wattierten Umschlag in ihrem Rucksack, den sie in eine bunte Plastikhülle gesteckt hatte. Warum hatte man diesen Umschlag nicht mit dem Leichtflugzeug geschickt? Fast täglich flog doch jemand nach Longyearbyen, mit dem kleinen Flieger dauerte es keine zwölf Minuten.

Es war ihr schleierhaft, aber es sollte ihr recht sein. Der junge Typ, der ihr den Umschlag überreicht hatte, hatte ihr gefallen. Sie kannte ihn nicht, was in Longyearbyen ungewöhnlich war. Hier kannte jeder jeden, vom Sehen zumindest.

Aber Frida wurde gut bezahlt, sie sollte das kleine Paket, das ihrem Gefühl nach nur Papiere enthalten konnte, bei ihrer Rückkehr an der Rezeption der Universität UNIS abgeben. In einem zweiten Umschlag in diesem Paket steckten offenbar Fotos. Die gingen an diesen Menschen von der Zeitung. Der habe sie eigentlich angeheuert, hatte der junge Mann ihr erklärt, der ihr den Umschlag auf Svea überreicht hatte. Die Uni sei zweitrangig, aber trotzdem wichtig. Das hatte sie schon verstanden.

»*Easy!*«

Sie würde diesen Vang Myklebust heute noch aufsuchen. Gegen fünf würde sie zurück sein und ihm den Umschlag

übergeben. Vorher würde sie zur Universität fahren.

Jetzt waren sie wenige hundert Meter von Rune Bergs meteorologischer Station entfernt und die Tiere wurden, wie von ihr befohlen, langsamer.

Da machte es plötzlich einen Ruck. Tika musste stehen geblieben sein. Sie bellte, aufgereggt und warnend.

Frida konnte die Äußerungen ihrer Huskys mittlerweile sehr gut deuten. Das hier war höchst seltsam. Sie zögerte und merkte, wie langsam Furcht in ihr hochkroch. Dabei war ihr bewusst, dass sie keine Angst zulassen durfte, sonst war sie verloren und konnte ihre Zelte hier in der Arktis abbrechen, um besser wieder nach Hause in die Provinz Limburg zurückzukehren. Ein ängstlicher Musher in der arktischen Wildnis war wie ein Niederländer, der Angst vor dem Fahrradfahren hatte.

Frida schüttelte sich und aktivierte die Mattenbremse. Dann stieg sie vom Schlitten, knipste zusätzlich zu ihrer Stirnleuchte noch ihre starke Taschenlampe an und suchte ihre Umgebung ab. Das Gewehr hatte sie von der Schulter genommen und entsichert.

Irgendetwas stimmte hier nicht. Das spürte sie genau.

»Tika! Was ist los?«

Nach allen Seiten spähend, näherte sie sich der Leithündin. Sie streichelte das Tier, um es zu beruhigen, und richtete dann ihre Lampe in eine etwas weitere Entfernung.

Kein Baum, kein Busch versperrte ihr die Sicht. Hier gab es außer Bodenflechten, die nur während des kurzen arktischen Sommers unter dem Schnee zum Vorschein kamen, keine Vegetation.

Dann sah sie es – in ungefähr dreißig Metern Entfernung parkte, erleuchtet von ihrem Lichtstrahl, ein Schneemobil. Einsam und verlassen stand es da, als wäre es als Mahnmal gegen die Zerstörung der unberührten Natur durch den Menschen hier aufgestellt worden.

Frida hasste Schneemobile, obwohl sie wusste, dass diese Geräte unverzichtbar waren, solange es Menschen in dieser unwirtlichen Zone gab. Und die Benutzung von Schneemobilen war im Grunde genauso umweltbelastend wie die tägliche Versorgung der Bewohner von Longyearbyen mit Bananen und Klopapier durch die Luftbrücke zum Festland. Beides war überflüssig, aber notwendig.

Dies hier war kein Ort, der für Menschen vorgesehen war. Und sie, Frida van Namen, ignorierte diese Einsicht schon seit Jahren wie viele andere hier aus purer Leidenschaft für diese eisige, widerspenstige Welt.

Die Musherin befestigte die Krallen, die das Hundegespann am Platz hielt, und stapfte mit dem Gewehr in der einen und der Lampe in der anderen Hand auf das Schneemobil zu. War das Runes Gefährt?

In der Dunkelheit konnte sie nicht erkennen, welche Farbe das Fahrzeug hatte. Runes Schneemobil war knallrot.

Rune Berg war ein erfahrener Meteorologe, der unweit von hier noch auf dem Areal der Svea Nord Grube seine kleine Wetterstation betrieb. Sie hatten sich während ihrer Husky-Touren kennengelernt und ein wenig angefreundet – Rune, der Weihnachtsmann des Klimas, wie sie ihn heimlich nannte, nicht nur wegen seines stattlichen grauen Barts.